

Die Ausbildung des Apothekers war seit dem Spätmittelalter in Württemberg nachweisbar festgelegt und vorgeschrieben. Die Medizinalkollegien in Stuttgart und Tübingen wachten darüber, daß niemand eine Apotheke betrieb, ohne die Lehr- und Gesellenjahre absolviert zu haben.

Die Apotheken waren im Privatbesitz und unterlagen den Bestimmungen der Medizinal- und Apothekerordnungen. Erst 1645 gesellte sich in Stuttgart den sog. öffentlichen Apotheken eine nichtöffentliche Vollapotheke, die Hofapotheke bei. Zuvor gab es in Stuttgart nur Hofapotheker „von Hause aus“, d. h. es waren Apotheker in Stuttgart (ein Apotheker saß auch in Eßlingen), die gegen eine gewisse Aufwandsentschädigung dem Grafen, dann dem Herzog bei Bedarf zur Verfügung standen.

Einen eigenen Hofstaat unterhielten auch die Herzoginnen und Herzogswitwen. Zufällig sind aus der Zeit um 1600 den Akten Einzelheiten über die gesundheitliche Betreuung dieser Fürstinnen zu entnehmen. Sie hielten einzelne Kammerzofen, damals Mägdle genannt, die verschiedene Funktionen hatten. Eine von ihnen übte die Funktion einer Apothekermagd aus. Um solche Apothekermägde spinnen sich nun seit Jahrzehnten zahlreiche Legenden. Aus der Apothekermagd am Hofe wurde eine „Hofapothekerin“, und aus ihrem kleinen Schrank oder Regal mit Arzneifläschchen wurde eine Apotheke. Auch die Hofapothekerin Maria Andreä gehört ins Reich der Fabel. Den Ausführungen von Louise Schlenker (Schwäb. Heimat Heft 1, 1956, S. 27) muß entgegengehalten werden, daß Maria Andreä 1607 als Apothekermagd von der Herzogin in ihren eigenen Hofstaat aufgenommen worden ist. Sie wurde damit Nachfolgerin der Apothekermagd Agnes Mostey, die 1604–1607 der Herzogin gedient hatte.

Mit der Arzneilieferung für den Hof hatte Maria Andreä nichts zu tun; wie würde sonst von 1608–1635 die nebenamtliche Tätigkeit des Apothekers Hans Jakob Kienlin mit dem Titel Hofapotheker zu erklären sein? Er war unmittelbar in die Fußstapfen des Hofapothekers Caspar Gebhard getreten. Sowohl Kienlin wie Gebhard saßen aber je auf einer Stuttgarter Stadtapotheke.

Hätte Maria Andreä nicht als Apothekermagd der Herzogin gedient, sondern eine allgemeine Funktion am Hofe erfüllt, so wäre sie auch nicht 1614 mit der Herzogin nach Leonberg gezogen. Wir kennen eine andere Apothekermagd, Helene Ruckher, die mit ihrer Herrin 1593 nach dem Tode des Herzogs Ludwig ins Schloß nach Nürtingen übersiedeln mußte.

Eine eigentliche Hofapotheke hatte in Stuttgart vor 1640/45 nicht existiert. Als Leiterin einer Hofapotheke in Stuttgart und als wirkliche Apothekerin sind jedenfalls alle Apothekermägde, einschließlich Maria Andreä, künftighin in der Geschichtsliteratur zu streichen.

Armin Wankmüller

Gerd Gaiser, *Das Schiff im Berg*. Carl Hanser-Verlag München, 1955, DM 9.50. Wo in den letzten Jahren deutsche Autoren zu allgemeinem Ruhm aufstiegen, da hatten sie meist das „Heimatliche“ abgestreift und sich Allgemeinerem zugewandt: der seelenlosen Welt von 1984 (auch wenn die Jahreszahlen anders hießen), den Gewaltsamkeiten des Krieges, der Gleichförmigkeit großer Städte und Fabriken. Es läßt daher aufhorchen, wenn im Verlauf von fünf Jahren ein Dichter Rang und Namen gewonnen hat, bei dem fast jeder Satz von starken heimatlichen Bindungen geprägt erscheint. Auch wenn dies nicht gesagt wird, ist es doch unverkennbar die Landschaft um Reutlingen und das Gäu, wo der Heimkehrerroman „Eine Stimme hebt an“ spielt, und diese Landschaft ist mehr als nur Kulisse. Mancher mag jenen Roman als ein schwäbisches Buch begrüßt haben, indessen brachte er Gaiser den Literaturpreis der Stadt Berlin ein. Nicht nur, weil die Berliner rascher zu schalten imstande sind, sondern auch, weil höchstens insoweit der Generalnenner des Buches „das Schwäbische“ ist, als dieses über sich hinauszudeuten vermag. Jetzt ist, nach dem Kriegeroman von der „Sterbenden Jagd“, „Das Schiff im Berg“ erschienen. Die darin angeführten Flurnamen lassen sich alle zwischen Honau und Urach nachweisen; die Erwähnung eines vorspringenden Berghorns, die Einbeziehung der sagenhaften Urschel und manches andere scheint den Berg, dessen Geschichte erzählt wird, noch genauer zu definieren. Aber es ist uns unbehaglich zumute, indem wir dies feststellen, denn dies ist nicht wesentlich. Wesentlich ist, daß all dies Vertraute in Frage gestellt, entwickelt und so einer höheren Wirklichkeit eingefügt wird.

Den Rahmen der Geschichte bildet die Tätigkeit des Vorgeschichtlers Peter Hagmann, der auf jenem Berg Grabungen durchführt. Aus seinem Zettelkasten kommen knappe Notizen, wissenschaftlich, nüchtern, elliptisch. Sie stehen kontrapunktisch zu den bilderreichen Darstellungen der Epochen des Bergs. Erst wird vermerkt: „Die Urschel, nach ausgestorbener Überlieferung den Berg bewohnend“, dann tritt sie selber den Burschen entgegen und schenkt ihnen das Korn zur Aussaat. Erst erscheinen die Prozentzahlen der Pollenanalyse, dann wuchern Baum und Gebüsch. Die Geschichte des Bergs ist zunächst einmal Naturgeschichte. In einer Fülle von Bildern wird das gärende Wachsen und Leben der Frühzeit vergegenwärtigt. Arten lösen sich ab, Quellen versickern, Quellen entstehen, aber immer: „die Ohnmacht des Entstehens, die Lust der Heraufkunft“.

Der Mensch bringt ein Neues mit. Tradition wird sichtbar, Entwicklung zeichnet sich ab; aber auch die Gleichartigkeit der Epochen. Ein Krieg in der Hallstattzeit – die Unterlegenen bedienten die Eroberer „und drückten ihre Bewunderung aus für alles, was jene taten und an sich trugen, priesen ihr Schuhwerk, ihre Bewaffnung, den Schnitt ihrer prall sitzenden Hosen. Sie hielten den eigenen Kram spottend dagegen, und es schien ihnen nicht wunderbar, daß der Himmel jene begünstigte, die solche Hosen trugen. Sie paßten auf und merkten sich ihre Weise, lustig zu sein, obwohl sie wenig verstanden, damit sie ihnen schnell ähnlich würden.“ Die Parallele liegt nicht fern. Und umgekehrt: die Bucheles-Sammler der Nachkriegszeit – „sie kehrten aus ihren Städten zurück in die Vorgeschichte“. Entwicklung? So folgt der Hasel die Eiche, der Eiche die Buche.

Die Historie gibt nicht viel Sinn her. Der Sinn ruht in den „mythischen“ Bildern: die Urschel, spendend und segnend; das Schiff im Berg, Bild der Hoffnung und der



Verheißung. Der eigentliche Bruch tritt ein, als diese Bilder sich nicht mehr anreichern, sondern verblassen und verkümmern. Die Namen sickern ins Alltägliche: die „Helferinnen“ sind nicht mehr die todlosen Wesen des Bergs, es sind die weiblichen Bediensteten einer Luftwaffeneinheit; der „Nachtjäger“ fährt nicht mehr gewaltig durchs Gewölk, er sitzt in seiner Maschine und wird von Radarstationen gelenkt. Der Mensch hat sich aus der Natur erhoben, hat sie dienstbar gemacht. Er „pflanzt nach der Schnur“, er läßt „gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken“. Aber die Natur bleibt stumm und vordergründig. Fortschritt als Sinnverlust – das Wissen darum führt zu einer ironischen Spannung. Manchmal zündet der Funke; an der Grenze unserer Wirklichkeit tauchen die alten Bilder auf. Dem jungen Seminaristen zeigt sich im Angesicht des Todes die Urschel mit ihren roten Strümpfen; Hagmann und seine Kollegin sehen, als sie die Liebe wagen, das Schiff im Berg. Aber die Bilder vermögen den Alltag nicht mehr festlich zu durchdringen. Das Festliche sind jetzt Betriebsausflüge, Omnibuskolonnen, Lautsprecher, wohlverzäunte Tropfsteinhöhlen.

Man wird hier die schwäbischen Vorbilder weniger gern sehen; aber es sind die Tropfsteinhöhlen der Alb. Sie sind es und sie sind es nicht. Gaisers Buch ist kein Albführer mit eingebauter Liebesgeschichte, kein folkloristisch drapiertes Wanderbuch. Gerd Gaiser stellt in Frage: Heimat und Heimatlosigkeit, Heimatpflege und Heimatrummel. Nur so viel darf gesagt werden, daß das Buch auch aus den besten Kräften dieser Heimat gespeist ist und ohne Lüge in die Dichtung rettet, was in der Wirklichkeit vielleicht schon verloren ist. *H. Bausinger*

*Heimat Baden-Württemberg*, herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner und Otto Heuschele. 375 Seiten, 8 Tafeln, Halbleder DM 14.80. Carl Pfeffer Verlag Heidelberg. – Der Plan dieses „Heimatbuches von Main und Neckar zum Bodensee“ ist bei den Herausgebern aus der Absicht heraus entstanden, die beiden Landesteile Baden und Württemberg „auch im Erleben der Bewohner zu einer Einheit zu verschmelzen“. Und auf diesem Gebiet ist noch sehr viel zu tun. Denn zunächst wurde und wird die Zusammenlegung in weiten Kreisen der Bevölkerung als ein mehr oder weniger willkürlicher Verwaltungsakt empfunden. Die Geschichte lehrt aber, daß scheinbar gewaltsame Gebietszusammenlegungen im Lauf der Zeit zu lebendigen Staatsgebilden zusammenwachsen. Die besten Beispiele dafür sind das einstige Königreich Württemberg und das einstige Großherzogtum Baden. Beide Länder waren zunächst künstliche Gebilde von Napoleons Gnaden, zusammengelegt aus kleinen Fürstentümern, Grafschaften, Grundherrschaften, Abteien und freien Reichsstädten. Ein halbes Jahrhundert später waren sie geschlossene Staaten, deren Bewohner ein starkes einheitliches Geschichtsbewußtsein und Staatsgefühl hatten – so stark, daß sie es heute nur ungern opfern. Aber sollte heute im 20. Jahrhundert ein Verschmelzungsprozeß nicht möglich sein, wie es sich im 19. Jahrhundert reibungslos und zum Wohl der Landesbewohner vollzogen hat? Auf dieses Ziel hin sind die Beiträge ausgewählt. Es geht darum, die Sonderart der Landschaften, die Stammeseigentümlichkeiten und das Geisteserbe beider Landesteile dem Leser nahezubringen, um dadurch mitzuschaffen an der inneren Einheit des neuen Bundeslandes, das unsere Heimat ist. Das Buch gehört vor allem in die Hand der jungen Menschen, die – wie Bundespräsident Heuß in seinem Geburtsort sagt – von den Verstimmungen „in ein paar Jahrzehnten gar nichts mehr wissen werden“, wenn auch vielleicht manche Älteren noch etwas grollen und vergangenen Zeiten nachtrauern. *Rühle*

*Hohenzollern* von Walther Genzmer mit Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner, Deutscher Kunstverlag 1955, DM 12.80. – Der Deutsche Kunstverlag hat einen guten Griff getan, als er die führende Photographin Südwestdeutschlands und den Landeskonservator von Hohenzollern für das neue Werk der Reihe „Deutsche Lande, deutsche Kunst“ verpflichtete. Die eigens hierfür gefertigten Aufnahmen, die durch solche von Haselmeier-Sigmaringen und Weber-Hechingen ergänzt werden, zeugen nicht nur von voller Meisterschaft über die technischen Mittel, sondern auch von einem geschulten Blick für den besonderen wissenschaftlichen Zweck eines jeden einzelnen Bildes und gerade darin für die künstlerische und kunstgeschichtliche Eigenart des photographischen Gegenstandes. Die reiche Anschauung, welche die 96 Tafelabbildungen vermitteln, ist so von hohem und eigenem Wert. Sie zeigen im übrigen auch, wie vorbildlich das auf dem Gebiet der Denkmalpflege in Hohenzollern Geleistete ist. Der 29 Seiten umfassende Text von Walther Genzmer bewältigt die Schwierigkeiten, welche die Kunstgeschichte eines, erst dem frühen 19. Jahrhundert entstammenden politischen Gebildes bietet, in der besten Weise. Die Beschränkung der Darstellung nämlich auf einen so beschaffenen Raum führt ihn zunächst zur Hervorhebung von vielem, meist wenig beachtetem, wertvollem Kunstgut (etwa des, aus Kloster Heddingen stammenden, Golgathagemäldes des Meisters von Meßkirch, der Grablegungsgruppe von Walbertsweiler, des Wohnraumes in der Bannmühle Heiligenzimmern), zum Teil auch der Museen (Hausaltären von 1525 im Museum Sigmaringen). Sodann nützt der Verfasser die Möglichkeiten der Herausarbeitung der kunstgeschichtlichen Beziehungen, in denen naturgemäß das fast vom See bis an den Neckar sich erstreckende Land stehen muß, voll aus. Wir erfahren beispielsweise viel über die Einflüsse des Seegebietes (Konstanzer Kirchentyp in Veringendorf, Konstanzer Malschule in den Fresken des 14. Jahrhunderts am gleichen Ort – hinzuweisen wäre etwa auch auf die Einflüsse der Seeplastik bei der erwähnten Grablegung –, sodann die Werke der Überlinger Bildhauer V. Moll und H. U. Glöckler, der beiden Esaias Grueber aus Lindau). Daneben tritt gegen 1500 der Einfluß der politisch mächtig gewordenen Städte des Nordens, so in der einst pseudobasilikalen Kirche in Laiz, ferner in der vermutlich von Reutlinger Steinmetzen errichteten Kirche in Hettingen und dem ebenfalls von Reutlinger Meister gearbeiteten Sakramentshaus von Stetten.

Groß ist die Bedeutung der Ulmer Plastik aus der Zeit um 1500, deren Glanzstück in Hohenzollern der Altar des B. Zeitblom und Syrlin d. J. in Bingen ist, wo sich auch eine Beweinungsgruppe von Martin Schaffner befindet, während Feldhausen eine Mutter Gottes aus der Werkstatt von Gregor Erhart besitzt. Allmählich kommt es auch zur Wirksamkeit örtlicher Kräfte, so der Brüder Strüb, die um 1500 die Pfarrkirche Hettingen ausmalten; Ulmer Einfluß wird auch hier deutlich. An den Meistern Wendelin Nuferer aus Herrenberg, der den ornamentalen und zum Teil auch figürlichen Stuck in St. Lutzen bei Hechingen ausführte, Hans Amann aus Villingen, der Grabdenkmäler in der Hettinger Stadtpfarrkirche sowie Kanzel und Stuckfiguren in St. Lutzen bei Hechingen fertigte, ferner den Brüdern Taubenschmid, Bildhauern aus Hausen im Killertal, wird der Reichtum der Spätrenaissance an kleineren, in ihrer Art einflußreichen Kunstmittelpunkten deutlich. Im Barock endlich steht Hohenzollern unter den weit reichenden Einflüssen der in Oberschwaben arbeitenden Meister. Zu den Graubündenern gehören Balbieri in Frohnstetten und Albrecht in Sigmaringen, zu den Vorarlbergern Michael Beer, vor allem in Inzigkofen, Jodokus Beer in Habstal und Wald (hier vielleicht mit Franz Beer); dazu kommen